

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 33 (1962)

Heft: 8

Artikel: "Richters Wilhelm" : ein Lebensbild aus früherer Zeit [Schluss]

Autor: Wehrli, Dora

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bis jetzt war nur von den lichten Seiten der Feldjahre die Rede. Ein Kollektivhaushalt, eine Ansammlung von Elementen zum Teil schlimmster Vergangenheit ergibt notwendig auch dunkle und dunkelste Situationen.

«... So machten auch wir unsere Fehler... Wir Hauseltern und unsere Mitarbeiter, wir mussten uns zu Zeiten durch bedenkliche Schutthaufen der Sünde von Jungen und Alten hindurcharbeiten, und diese mancherlei bösen Dinge drückten eben auch uns den Stempel der ‚Rettungsanstalt‘ auf. Aber einer unserer Zöglinge, der später als Mitarbeiter in einem der angesehensten städtischen Waisenhäuser angestellt war, bekannte uns, er hätte dort in der kurzen Zeit von 2 Jahren nicht weniger Bedenkliches erlebt als bei uns in 8 Jahren. Warum also sollten wir den ‚Titel‘ ‚Rettungsanstalt‘, im Interesse unserer Kinder, nicht energisch ablehnen?...

Der Austritt der Kinder aus der Anstalt war für sie ein entscheidender Moment des Suchens, Tastens, der Bewährung. Kamen doch die meisten von ihnen hieher mit verdorbenen Anlagen und wurden hier wie mit Mauern umgeben, innerhalb deren die Erziehung und Beeinflussung des noch empfänglichen Gewissens an ihnen arbeitete. Sie wurden auch weicher gehalten und verpflegt als arme Leute es gewohnt sind und auch ohne Nachteil ertragen. Am Tage des Austrittes nun fielen die Mauern, und es musste riskiert werden, wie das Schäflein oder Böcklein jetzt die Freiheit ertragen würde. Wohl ist es einerseits notwendig, dass die Anstaltserziehung bemüht sei, das noch empfängliche Gewissen zu beeinflussen. Aber wägen wir die Mittel hiezu nicht etwa zu wenig ab? Die Herren unseres Komitees waren kirchlich-religiös und wünschten, dass für unsere Kinder alle kirchlich-kultischen Uebungen in ausgedehnter Masse benützt werden möchten. Es wurde speziell von den Geistlichen zum Beispiel gewünscht, dass die Zöglinge nicht nur die obligatorische Kinderlehre besuchten, sondern auch die Predigt, ein Verlangen, dem auch die frömmsten Privatfamilien niemals nachkamen. In den ersten Jahren unserer Wirksamkeit in St. Gallen hielt man es auch für selbstverständlich, dass die Zöglinge der Rettungsanstalt die Gottesdienste bei Bibel- und Missionsfesten besuchten. Wenn nun ein intelligenter Zögling in der Kirche sich umsah und kein anderes Kind wahrte, so machte er sich leicht seine Glossen und fragte: «Sind wir etwa da wegen unserer grossen sittlichen Qualität und Frömmigkeit? Ach nein, sondern wegen des Gegenteils. So fühlten sie sich an den Pranger gestellt und mochten wohl grollen. Die Besuche besonderer Kirchenfeste habe ich mit der Zeit sistiert, ohne zu fragen. Die Predigtbesuche jedoch blieben auf bestimmte Weisung des Pfarrers bestehen. — Auch die Notwendigkeit der Hausandachten lässt sich in Frage stellen. Ich hielt diese so kurz und einfach wie nur möglich.

Das ohne Worte Bildende, ich möchte sagen Heilige eines normalen schönen Familienlebens konnte über

dem massig zusammenwirkenden Bösen andererseits auch wieder nicht zu seinem Recht kommen. Wir fanden, dass auch in dieser Anstalt, wo doch so ungleich viel mehr günstige Faktoren wirkten als in Brüttsellen, doch das nicht voll erreicht werden konnte, was unseren Erziehungsidealen vorschwebte. Es lag ja auch an meiner Tendenz, versorgungsbedürftigen Kindern wo immer möglich einen Platz in guten Privatfamilien zu verschaffen und sie erst in die Anstalt aufzunehmen, wenn keine solche zu finden war, oder wenn es dort nicht ging. Nie habe ich mir bei allem Idealismus verhehlt, dass die Anstalt schliesslich nur ein notwendiges Uebel ist. Ausserordentlich wohltuend und ein rechter Balsam für unsere Seelen waren die zahllosen Briefe mit dem Ausdruck grösster Anhänglichkeit und treuer Liebe, die wir im Feldli von Schlierer, Brüttseller und Feldli-Zöglingen erhielten. So hat Gott doch manches gesegnet, was wir in Schwachheit und Unvollkommenheit gesät haben...»

Ja, Anstaltsleben ist dem Leben einer guten Familie gewiss nicht ebenbürtig. Aber wo sind die *gutē* Privatfamilien, die die Erziehung belasteter Kinder auf sich nehmen? Sie sind vorhanden, aber bedeutend dünner gesät als die Pflinglinge, die es nötig hätten. So war es schon damals.

Wie oft ratschlagte die Hausmutter mit der einsichtigen Köchin über das Essen! Wie gerne hätte man am Tisch der Erwachsenen dasselbe Essen aufgetischt wie an den «Kindertischen»! «Wenn wir es allen geben wie am Obertisch, so reicht die Kasse einfach nicht.» — «Und wenn wir es allen geben wie an den Kindertischen, dann läuft uns der X davon. Er ist schon so nicht zufrieden, dass nicht öfter Fleisch auf den Tisch kommt.» — Heute ist es wohl durchwegs selbstverständlich! Wo ein Kinderheim ist, müssen auch die Mittel da sein zu einer einheitlichen richtigen Ernährung für klein und gross.

Es gab noch anderes zu seufzen. Dass man zuweilen sensitive Kinder in die Anstalt bekam, die nicht hieher gehörten, die Schaden leiden mussten. Dass einem so ganz die Zeit fehlte, den Ausgetretenen fürsorglich nachzugehen, was zuweilen recht nötig erschien. Dass man beim Bau des Hauses so wenig an eine gehörige Abtrennung der Wohnräume für Knaben und Mädchen gedacht hatte, dass man nun in dieser Beziehung so wachsam sein musste. Es war schwer, sexuell geschädigte Kinder auf andere Gedanken zu bringen, dabei nicht zu sorglos und nicht zu sichtbar wachsam zu sein. Beide Eltern scheuten sich ausserordentlich, das Ehrgefühl eines Kindes zu verletzen. — Dass sie vor vielen Kindern den Kontakt zu jedem einzelnen in vielen Fällen nicht fanden, schuf ihnen tägliche Sorge... Ein Teil all dieser und anderer Mühseligkeiten hätte wahrscheinlich mit Hilfe der durchwegs wohlwollenden Vorstandsmitglieder gewandelt werden können, wenn die Hausmutter sich kräftiger gewehrt und der Vater

sich besser hätte mit ihnen verständigen können, denn in den Sitzungen war ihm sein wachsendes Gehörleiden eine grosse Hemmung.

Im Jahre 1885 hatte die wachsende Stadt St. Gallen die Anstalt aufs Land hinaus verdrängt. 25 Jahre später wiederholte sich derselbe Prozess in noch überlerem Masse. Das starke Gewimmel der um das schöne Feldli gut herum rasch wachsenden Vorstadt, die vielen Spaziergänger am Hause vorbei gaben den Kindern den Eindruck, als ob ausser den Feldlileuten alle Welt beständig Feiertag hätte. Unhaltbar aber wurde die Lage, als gegenüber dem Feldlihaus durch einen Bodenspekulanten der «Gallenmist» angelegt wurde. Bisher war der liebliche Feldlibach als natürliche Gutsgränze zwischen dem Feldli und der Lachen durch grüne Wiesen dahingeplätschert, an dessen Ufer die Kinder so gerne Dotterblumen und Schlüsselblumen gepflückt hatten. Jetzt wurde drüben ausgeebnet mit dem Unrat aus der Stadt, um ebene Bauplätze zu schaffen.

«Eine unästhetische und sanitätswidrige Erdbewegung vollzog sich nun uns direkt gegenüber. Der massenhaft aus der Stadt herbeigeführte Kehrriem enthielt allen Unrat, der besonders in der heissen Jahreszeit pestilenzialische Gerüche zu uns herüberwehte. Dazu hörten wir täglich lästerliche Flüche von Fuhrleuten und mussten zusehen, wie die auf dem aufgeweichten Boden ausgleitenden oder steckengebliebenen Pferde gequält wurden. Allerlei obskure Elemente machten sich ausserdem an diesem «Gallenmist» zu schaffen bis in alle Nacht hinein. Einem Wüstling, der unten am Bach einst einen unserer Zöglinge in den Wald hinein locken wollte, um ihn dort zu verführen, konnte ich diesen grade noch abjagen und so eine Untat verhindern.»

Unter solchen Umständen wurde im Vorstand beschlossen, alsbald Schritte zu einer abermaligen Umsiedlung der Anstalt zu tun, und mancher Sonntag wurde von nun an von Erziehungsrat Theodor Schlatter, der Mitglied des Vorstandes war, und dem Hausvater darauf verwendet, einen neuen Wohnplatz zu finden, bis sich das fand, was ihnen richtig schien: Die Langhalde bei Abtwil in der Gemeinde Gaiserwald.

Für die Hauseltern Wehrli stand fest, dass nicht sie mehr dort walten würden. Allerlei Gesundheitsstörungen hatten sie daran gemahnt, dass ihre Kräfte nächstens aufgebraucht seien. Des Vaters Gehörübel hatte schon lange in dieser Richtung gezeigt, dazu war bei ihm schon infolge einer Ueberanstrengung im Heuet eine Lungenblutung eingetreten, von der er sich zwar in einem längeren Kuraufenthalt wieder erholt hatte, Noch mehr als die seinen waren die Kräfte der Hausmutter erschöpft. Als die Nachfolger gefunden waren, überliessen sie diesen alsogleich auch die Initiative für den Neubau und zogen sich in das von ihnen erworbene Häuschen zurück, wo die älteste Tochter als Lehrerin amtierte.

«Am 20. April 1912 übersiedelten wir nach Räfis, und im Feldliheim wurden wir ersetzt durch Herrn und Frau Dähler, die von einer bernischen Anstalt her kamen.

Es war für uns abtretende Hauseltern eine eigentümliche Fügung, dass der letzten Morgenandacht im Feldli, die ich als abtretender Hausvater zu halten hatte, das Wort aus dem Losungsbuch gegeben war: ‚Der Herr, euer Gott, hat euch zur Ruhe gebracht.‘»

Feierabend

Für den Vater wurde der nun folgende Feierabend ein Aufatmen und dann ein Einsatz zu neuem Tun. Die Mutter bedurfte dazu zuerst eines Kuraufenthaltes in der Sennrüti Degersheim, setzte die dort gelernten Anwendungen von Sonnenschein, Luft und Wasser daheim weiter und durfte neu erstarren, neue Lebensfreude und Energie sammeln.

Jetzt wurde es ihr Anliegen, das bisher entbehrte eigene Familienleben zu pflegen. Zwar waren ihre vier Kinder nun berufstätig im In- und Ausland. Aber die Ferienzeiten verbrachten sie im Altenhäuschen zu Räfis. Von da aus folgte ihnen der Eltern liebende Fürsorge.

Der Vater entfaltete eine rastlose Tätigkeit. Nur zeitweilig, wenn sie um Aufnahme eines jungen Menschenkindes gebeten wurden, war eine Haushalthilfe da. Sonst half der Vater getreulich seinem schwächeren Frauchen. Daneben aber gestaltete er sich Hof, Garten und Obstbaumwiese aus und freute sich, zum ersten Mal in seinem Leben im eigenen Gärtchen zu schaffen. Im Winter aber, an Regentagen und wann er sonst Zeit hatte, schweiften seine weltumfassenden Gedanken nach allen Richtungen aus. Einmal galten sie den zahlreichen religiösen Bewegungen. Er setzte sich auseinander mit der Christian Science, mit den Quäkern, die er überaus schätzte, mit der Anthroposophie usw. Er wurde in diesen Dingen um Rat gefragt. Im Blaukreuzverein arbeitete er fleissig mit und konnte in seinen Vorträgen an Erfahrung und Belesenheit aus dem Vollen schöpfen. Ein Schmerz war es beiden, dass ihnen in jenen Jahren des ersten Weltkrieges der Weg nach Bad Boll gesperrt war. — Die Entwicklung der Pädagogik verfolgte Vater Wehrli in allen ihren Formen und Neuerungen. Er nahm ihr Mass an Pestalozzi, dessen Leben und Werk ihm aufs genaueste vertraut waren. Seinen Anstaltserfahrungen verlieh er Ausdruck in dem Büchlein «Zerbrechen, Heilen, Bewahren». — Auch geschichtliche Studien nahmen ihn in Beschlag. Im Auftrag des Schweiz. Armenerziehungsvereins stellte er anlässlich der Schweiz. Landesausstellung 1914 dessen Geschichte zusammen. Später wandte er sich speziell der Vergangenheit seiner geliebten Heimat zu und verfasste eine Ortsgeschichte seiner Heimatgemeinde Eschikofen.

Regen Anteil nahm er an der Politik und beteiligte sich intensiv am öffentlichen Leben, soweit es ihm seine wachsende Taubheit zuließ. Kaum eine neu auftauchende Wirtschaftsfrage entzog sich seiner eingehenden Prüfung.

Dass seine auf die gesamte Menschheit eingestellte Seele unter dem Weltkrieg und dessen Auswüchsen namenlos litt, ist selbstverständlich, hatte er sich doch immer subjektiv in alles hineingestellt, was Menschen litten, so dass er darüber auch seines Lebens nie recht froh werden konnte. War es nicht möglich, Abhilfe zu schaffen, so wollte er sich wenigstens mit den Menschen in ihr Leid hineinstellen. Das machte ihn gerade geprüften und gedrückten Menschen so lieb. Konnte er aber ein Leid lindern oder wegschaffen, so war ihm dafür kein Weg zu lang, keine Nacht zu dunkel und kein Hindernis zu mühsam.

Einst «häufelte» er dem benachbarten Tagelöhnermannli Jörli seinen Kartoffelacker, derweil dieser im Krankenhaus lag. Zurückgekehrt, stolperte Jörli daher, die Treppe herauf, setzte sich in der Stube aufs Kanapee

und sagte vorerst nichts. Dann ging er zu Vater Wehrli und schrie ihm ins Ohr: «Wa chostet's?» Als er vernahm, dass es nichts kostete, da klopfte er ihm wohlwollend auf die Schultern und schrie: «Du häsch doch au no Verstand!»

Abends las Vater Wehrli seiner Frau, mit der er alle seine Gedankengänge besprach, meistens vor. Sass er aber tagsüber an seinen Schreibereien, dann verbrachte sie manche Stunde einsamer Freude an ihrem geliebten Klavier. Ein Fest war es für sie, wenn ihr musikalischer Sohn heimkam und sie mit ihm musizieren konnte. Immer war eine Geige bereit für ihn oder andere junge Musikfreunde, die sie nicht selten besuchten. Gar oft wurde an ihrem Klavier auch gesungen, wenn Gäste da waren, oder wenn, wie es oft an Weihnachten geschah, alle vier Kinder heimkamen.

Letzte Station im Erdenleben

Sechzehn Jahre lang freuten sich die Eltern Wehrli ihres Räfiser Heims. Die Kräfte nahmen ab. Sie sahen, dass sie für diesen Haushalt nicht mehr reichten. Ein Sohn baute ein Wehrlihaus für beide Generationen und mahnte freudig zum Einzug beim ihm. So wurde *Thayngen* im Kanton Schaffhausen ihre letzte Station. Die Mutter war schon beim Einzug krank. Nur mit Aufbietung ihrer grossen Energie hielt sie sich noch aufrecht, ja, besuchte in der Folge noch etwa ein Konzert oder einen Vortrag in Schaffhausen. Das Letzte war ein Bach-Konzert von Albert Schweitzer. Immer noch bildete sie die Verbindung des fast taub gewordenen Vaters mit der Aussenwelt, folgte seinen Gedankenflügen und teilte seine Interessen.

Geschickte ärztliche Behandlung brachte ihr Erleichterung der Schmerzen. Aber der Arzt hatte die Krebskrankheit festgestellt und gestand offen, dass es sich nicht mehr um Besserung, sondern nur noch um Schmerzlinderung handeln könne.

Um Weihnachten 1928 legte sie sich mit Fieber zu Bett, das man auf ihren Wunsch noch frisch angezogen hatte. Sachte strich sie mit der Hand über die Decke: «So, jetzt ist's bereit zur letzten Krankheit.» Gern liess sie sich Lieder singen oder vorlesen. Als ihr Psalm 17 vorgelesen wurde, wiederholte sie mehrmals mit sichtlicher Freude: «Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.» Etwas vom Letzten, was sie mit Bewusstsein aussprach, waren die Worte: «Herr, ich warte auf dein Heil!» Und in den ersten Tagen des Jahres 1929, im Abenddunkel, war dieses Warten erfüllt. Sie war heimgegangen.

Für den Gatten war diese Frau nicht nur die treue, verständnisvolle Gefährtin und Mitarbeiterin, die täglich sich aufopfernde Mitträgerin seiner Lasten gewesen; bei seiner wachsenden Taubheit war sie sozusagen die einzige Brücke geworden, die ihn mit der Umwelt verband. Er hatte nie die Geduld aufgebracht, wie andere Schwerhörige die Sprache von den Lippen ablesen zu lernen. Denn sein Interesse hatte mehr dem geschriebenen als dem gesprochenen Wort gegolten. Was er aber noch durchs Ohr wahrzunehmen begehrte, das verstand er fast nur noch von ihr, und sie hatte ihm auch bei grösster Uebermüdung in beständiger Geduld ihren anstrengenden Dolmetscherdienst durchs Hörrohr getan. Ihr vorlesend hatte er aber auch das Geschehen der weiten Welt mit ihr zusammen aufgenommen.

men. Wer so mit seiner Gattin verbunden war, dem kann keine Bemühung der eigenen Kinder und jeglicher Freunde Entschädigung schaffen. Wilhelm Wehrli wurde ein einsamer Mann.

Zwar blieb sein Geistesleben rege. Mit Interesse verfolgte er weiter das Geschehen auf der Welt. Mit besonderem Interesse ging er immer noch geschichtlichen Dingen nach, speziell auch soweit sie seine Jugendheimat betrafen. Eines Tages machte er mit Sohn und Schwiegertochter eine Ausfahrt nach der Insel Reichenau. «Ich wollte doch den Ort nochmals sehen», äussert er darüber in seinen Aufzeichnungen, «an dem die Menschen einst wohnten, die 500 Jahre lang die Menschen meiner Heimat beherrschten, die Aebte und Konventualen des einstigen Benediktinerstiftes».

Er besuchte auch noch abwechselnd seine Kinder. So hatte er wieder einmal sein Kofferchen gepackt zu einer solchen Reise. Da erfasste ihn mit plötzlicher Wucht eine Greisenkrankheit, und statt nach dem Toggenburg zu fahren, musste er als Notfall ins Spital gebracht und augenblicklich operiert werden. Dank der geschickten ärztlichen Behandlung und der zähen Lebenskraft des Patienten konnte er sich erholen und nach 6 Spitalwochen nochmals heimkehren. Aber nun war für ihn die Zeit der körperlichen Schmerzen angebrochen, und Schmerzen ertragen musste er eigentlich erst jetzt lernen. Er nahm sie als eine Aufgabe aus Gottes Hand hin, und obwohl sich sein Temperament oft dagegen aufbäumte, war er doch ernstlich bemüht, diese Aufgabe zu Gottes Ehre zu lösen, und zwang sich zur Ergebung. «Helft mir bitte», schrieb und sagte er seinen Kindern, aber bittet nicht, dass ich gesund werde, sondern vielmehr dass ich standhalten könne nach dem Wort in Matth. 10, Vers 38: «Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert.» — Es war ihm ein ängstliches Anliegen, «Gott nicht noch in seinen alten Tagen Unehre zu machen».

Seine Tochter, die zu seiner Pflege hergereist war, hatte ein dreijähriges Pflegemeiteli mitgenommen, das nicht müde wurde, den «arme, arme Grossvater» zärtlich zu streicheln, und ihm Tee zu kochen begehrte. Er nahm die winzige Hand der Kleinen in seine abgemagerte Rechte und wies ihr das fleissige Bienchen, das sich eifrig in die Pfirsichblüte im Spalier neben dem Krankenstuhl hineinbohrte: «Schau, wie der liebe Gott für alle sorgt. Dem Bieneli da schenkt er sein schönes Bekkeli voll Saft, und dir und mir alle Tage unser Beckeli voll Milch.»

Kurz darauf trank er zum letztenmal mit Bewusstsein sein «Beckeli voll Milch». Nachts darauf, in rascher Wendung, verwirrte sich sein Geist, die Sprachorgane versagten. Die Krankheit hatte das Gehirn angegriffen. Wenige Tage später durfte Richters Wilhelm seine Augen zur ewigen Ruhe schliessen.

Ein paar hundert Menschenkinder sind in all den Jahren von den Hauseltern Wehrli ganz oder teilweise erzogen worden. Viele von ihnen blieben ihnen anhänglich wie eigenen Eltern. In des Vaters letzten Leidentagen kam eine von ihnen, eine frühere Krankenpflegerin zu Hilfe. Sie hatte vier eigene und eine noch grössere Anzahl fremder Kinder zu wackeren Menschen erzogen, ohne selber auf Rosen gebettet zu sein. «Wenn ich 20 Kinder gehabt hätte, in eine Anstalt hätte ich keines gegeben, um keinen Preis», äusserte sich diese brave Mutter einmal. «Denn mit der Familie wird einem gemütvollen Kind sein Bestes genommen. Aber Vater und Mutter

sind mir trotzdem die liebsten Menschen im Leben gewesen und bis zuletzt geblieben. Wenn ich auf schwierigen Lebenswegen nicht weiter wusste, so stand ich oft unter Tränen vor ihr Bild an der Wand und fragte sie um Rat. Was würdet ihr mir, lieber Vater, liebe Mutter, in diesem Moment raten? Aus dem, was ich bei ihnen gelernt hatte, suchte ich mir dann Antwort zu geben. Und so sind sie stets meine Berater geblieben, auch wenn sie mir brieflich im Moment nicht erreichbar waren.» —

Ein Pflegesohn, ebenfalls aus der ersten Feldzeit, der nun Leiter einer staatlichen Berufsfachschule geworden war, schrieb nach lebenslänglicher enger Verbundenheit mit seinen Pflegeeltern an ihre Hinterlassenen: «Ich kann mir meine Jugend ohne die lieben Eltern Wehrli gar nicht denken. Es war mein grösstes Glück, dass ich ins Feldli kam und Vater mein Erzieher und Lehrer geworden ist. Zu Hause wäre meine Jugend verunglückt.»

In den Dienst des Reiches Gottes wollten Wilhelm und Emma Wehrli-Enz ihr Leben stellen. Es war ihnen zeit- lebens ernst damit. Was alles dabei an mannigfachen

Heilpädagogische Werkblätter

*Institut für Heilpädagogik, Löwenstrasse 3, Luzern,
Nr. 3, Mai/Juni 1962, 31. Jahrgang, S. 97-144, Fr. 1.50.*

Lennhoff, F. G., Einige persönliche Erinnerungen an Alfred Adler (98—99); Kramer, Josefina, Die Zuverlässigkeit des Kramer-Tests (100—108); Hess, Maria, Die Erfassung des sprachgebrechlichen Kindes und Jugendlichen II: Die Erfassung im engeren Sinne (108—113); Atzesberger, Michael, Vordringliche Aufgaben der sprachlichen Ausdrucksschulung in der Hilfsschule (113—122); Roth, Alfred, Der Aufbau eines elementaren Geographie-Unterrichtes in der Sonderschule II (123—130); Kratzmeier, Heinrich, Die Hörbewegung im Taubstummensbildungswesen (130—135); Wagner, R., Arbeitsüberlastung — Arbeitszeitverkürzung im Heim (135—139); Heller, Max, Die Höchstbegabtenquote in der Schweiz (140).

Früchten herauskam, niemand weiss es. Dies in vollem Umfang zu beurteilen, ist nicht Sache der Menschen.

Ende

Heimleiter berichten

In den Werkstätten für klassische Blindenberufe des ostschweizerischen Blindenfürsorgevereins hat sich der Umsatz um 15 Prozent erhöht. Der Verkauf überschritt erstmals die Vierhunderttausendgrenze und erreichte den Betrag von Fr. 433 504.— brutto. Es wurde ein neuer, illustrierter Katalog geschaffen, der sich bestens bewährt. Die Preise der Verkaufsartikel wurden der Zeit angepasst. Zur Ausführung gelangt nun der Neubau zur Aufnahme der erweiterten Lehrwerkstätten für blinde Metallarbeiter. Der Bau soll 25 Ausbildungs- bzw. Trainingsplätze umfassen. Kosten zirka 388 000.— Franken.

Die schweizerische Schwerhörigenschule auf Landenhof, Unterentfelden bei Aarau, hat einen neuen Prospekt herausgegeben. In einfacher, sympathischer Art werden die Eltern schwerhöriger Kinder angesprochen und über die Frage «Schwerhörigenschule — weshalb?» aufgeklärt. Reichhaltiges Fotomaterial vermittelt Einblick in die Schulungsmöglichkeiten der Kinder, die nach erfolgreichem Schulabschluss Anschluss an gewerbliche, kaufmännische und weitere Schulen, und damit auch den Weg in entsprechende Berufe finden.

Im «Lukashauss», dem Werdenbergischen Heim für geistesschwache Kinder in Grabs erweist sich der im Vorjahr eröffnete Kindergarten-Pavillon als eine glückliche und in jeder Beziehung befriedigende Lösung der Raumfrage für den Kindergartenunterricht. Leider haben auch hier die Kinder unter dem steten Personalwechsel zu leiden. Für die meisten von ihnen bedarf es einer geraumen Zeit, bis sie sich bei der neuen «Tante» wieder ganz daheim fühlen.

Bei der Zentralstelle für kirchliche Gemeindegarbeit in Zürich wurden in reger Zusammenarbeit mit kirch-

lichen, privaten und staatlichen Fürsorgestellen 64 Familien neu für Nähhilfe und 89 Familien neu für Haus- haltanleitungen gemeldet. Auch der protestantische Wohndienst, eine Hilfe in unserer Zeit der knappen Wohnungen, fand ab 1. Januar 1961 Aufnahme bei der Zentralstelle. Von 170 gemeldeten freistehenden Zimmern konnten 130 durch den Wohndienst vermittelt werden. Protestantische Hausbesitzer meldeten 39 Wohnungen, wovon 27 vermittelt werden konnten.

Im Zürcherischen Fürsorgeverein für Taubstumme und Gehörlose trat Herr O. Früh als Präsident und Mitglied des Vorstandes zurück. An seiner Stelle konnte Herr Pfarrer H. J. Schächli, Regensdorf, gewonnen werden. Dankbar werden zwei Gaben, die von eindrücklicher Grosszügigkeit und Solidarität der Arbeit gegenüber zeugen, erwähnt: Eine ungenannt sein wollende Gönnerin schenkte Fr. 50 000.—, und eine Firma spendete für die Weiterbildung Gehörloser Fr. 4000.—. Die Fürsorgerin des Vereins berichtet in eindrücklicher Weise über das Problem «Der Taubstumme und seine Umwelt».

Im Jahresbericht des Erziehungsheimes «Sunneschyn» für geistesschwache Kinder des Berner Oberlandes in Steffisburg wird darauf hingewiesen, wie wichtig für die Arbeit an den Kindern ein Vertrauensverhältnis zu deren Eltern ist. Man bemüht sich vom Heim aus auf mannigfache Weise, mit den Eltern guten Kontakt zu pflegen. Unterstützt wird die Heimleitung durch objektive und sachliche Aufklärung vieler Gemeindefunktionäre, da sämtliche Einwohnergemeinden des Berner Oberlandes sowie die Burgergemeinde Thun und die Schulgemeinde Zwischenflüh Genossenschafter des Heimes sind. Auf diese Weise ist eine erfreuliche Zusammenarbeit zum Wohle von Eltern und Kindern gewährleistet.